GENDER OPEN REPOSITORIUM

Feminismen im Mainstream, in Auflösung – oder auf intersektionalen Pfaden

Degele, Nina; Winkler, Gabriele

2010

https://doi.org/10.25595/84

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Degele, Nina; Winkler, Gabriele: *Feminismen im Mainstream, in Auflösung – oder auf intersektionalen Pfaden*, in: Freiburger GeschlechterStudien, Jg. 24 (2010) Nr: 1, 79-93. DOI: https://doi.org/10.25595/84.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Verlag Barbara Budrich.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY ND 4.0 License (Attribution - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Nina Degele/ Gabriele Winker

Feminismen im Mainstream, in Auflösung – oder auf intersektionalen Pfaden

Feministische Bewegungen und Strömungen sind vielfach unter Druck geraten. Einerseits haben selbstgenügsam gewordene Theoriediskussionen den Kontakt zur politischen Realität verloren. Andererseits tragen praxisorientierte Strategien rund um Diversity Management und Gender Mainstreaming zur Verwässerung eines feministischen Profils bei, das gegen soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse deutlich Position bezogen hat. So predigen ProtagonistInnen des Diversity Management Toleranz gegenüber Minderheiten, haben hinter einer auf Hochglanz polierten Fassade der Vielfalt aber häufig nur neoliberale Strategien der Imagepflege und Positionierung auf dem Markt zu bieten. Und Gender Mainstreaming-ExpertInnen verlieren sich allzu oft in Karriereaufstiegs- und Mentoring-Programmen, ohne strukturelle Diskriminierungsgründe wie die Zuweisung der unbezahlten Sorge- und Versorgungsarbeiten an Frauen anzugreifen. Wenn allerdings neoliberale Strategien immer neue VerliererInnen und Ausgegrenzte wie Kranke, Geflüchtete, Erwerbslose, Alleinerziehende, Minijobbende und Niedriglohnbeziehende produzieren, die in finanzieller und sozialer Unsicherheit leben und von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen sind, dann sollten Feminismen dazu – wieder deutlich verstärkt – Stellung beziehen.

Feministische Politiken sind allerdings – heute vielleicht sogar mehr denn je – auf eine geschlechtertheoretische Fundierung angewiesen; dies wollen wir in diesem Aufsatz zeigen. Dafür bedarf es feministischer Analysen unter intersektionalen Vorzeichen. Wir halten eine praxeologisch orientierte Intersektionalitätsforschung für vorwärts weisend, die Wechselwirkungen zwischen Ungleichheit generierenden Differenzen wie Geschlecht, Klasse, Ethnie und zunehmend auch Sexualität, Alter, Gesundheit, Fitness und Attraktivität benennt. Denn der Feminismus hat nie als Singular existiert, ebenso wenig wie Geschlecht die einzig relevante Ungleichheitskategorie und Herrschaftsdimension darstellt. Entsprechend müssen feministische Analysen Vielfältigkeiten nicht nur nachzeichnen, sondern in ihren Wechselwirkungen auch erklären, um darüber Widerstandspotenziale und politische Eingriffsmöglichkeiten zu identifizieren. Dies soll das Konzept der praxeologisch orientierten, intersekti-

onalen Mehrebenen-Analyse leisten, das wir in diesem Aufsatz vorstellen und konkretisieren.

Im Folgenden rekonstruieren wir zunächst einige Stationen feministischer Kämpfe und politischer Praxen der letzten Jahrzehnte, stellen dann Intersektionalität als theoriegeleiteten und forschungsoffenen Mehrebenenansatz vor und ziehen daraus politische Konsequenzen, indem wir vielfältigste queer-| feministische Initiativen sichtbar machen.

1 Hegemoniale Feminismen: gefährliche Nähe zu neoliberalen Strategien

Bereits vor zwei Jahrhunderten hat der französische Frühsozialist Charles Fourier den Fortschritt der Zivilisation an der Emanzipation von Frauen gemessen (Allen 2002, 231) – und blieb damit weitgehend allein. 1880 deklarierte Olympe de Gouges mit ihrer „Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin" die gleichen bürgerlichen Menschenrechte für Frauen, und die sind seitdem nicht mehr von der politischen Agenda verschwunden. Emanzipation und Menschenrechte für Frauen sind zentrale feministische Anliegen, wie zum Beispiel in dieser Feminismus-Definition von Rosemary Hennessy deutlich wird:

> Feminismus lässt sich als Ensemble von Debatten, kritischen Erkenntnissen, sozialen Kämpfen und emanzipatorischen Bewegungen fassen, das die patriarchalen Geschlechterverhältnisse, die alle Menschen beschädigen, und die unterdrückerischen und ausbeuterischen gesellschaftlichen Mächte, die insbesondere Frauenleben formen, begreifen und verändern will. (Hennessy 2003, 155)

Diese Definition ist in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Zunächst einmal geht es um die negativen Folgen patriarchaler Geschlechterverhältnisse, also um Strukturfolgen und nicht um Schuldzuschreibungen an eine geschlechtlich zu differenzierende Sorte Mensch. Diese Folgen haben Auswirkungen auf alle Menschen, auch wenn diese in ihren negativen Konsequenzen stärker und vermehrt Frauen betreffen. Weiter bleibt Geschlecht eine zentrale Kategorie der Analyse, aber auch andere soziale und kulturelle Kämpfe um Emanzipation und Menschenrechte sind in unterschiedlicher Weise relevant. Unklar bleibt allerdings, für wen ‚der Feminismus' eigentlich spricht und was genau seine Ziele sind. Dies trägt dem vor allem queertheoretisch begründeten Anspruch auf Erweiterung von Perspektiven Rechnung. Schließlich laufen in dieser Definition die verschiedenen Seiten der Verhandlung von Feminismus zusammen, wenn es nämlich um ‚begreifen' (Wissenschaft) und ‚verändern' (Politik) geht. Ziel ist eine gesellschaftliche Veränderung der Lebenssituation und Positionierung von Frauen und der Strukturen, Debatten und Prozesse, die eine solche Unterordnung von Frauen und anderen von Diskriminierung Betroffenen hervorbringen. Ohne politische Veränderungen sind feministische Ideen nicht umsetzbar, und gleichzeitig bedürfen diese Ideen einer theoretischen Begründung.

Trägerinnen feministischer Anliegen sind Frauenbewegungen, die als mobilisierende kollektive AkteurInnen auf einen grundlegenden Wandel der

Geschlechterverhältnisse hinwirken (Lenz 2008, 21). In Deutschland haben sich die Frauenbewegungen grob in zwei Wellen entwickelt. Die erste umfasste die bürgerliche und proletarische Frauenbewegung von Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Weimarer Republik, die mit dem Nationalsozialismus zum Erliegen kam (Paletschek/ Pietrow-Ennker, 2004). Erst nach 1968 bildete sich die zweite, die damals Neue Frauenbewegung. Ob sie bis heute nach- und weiter wirkt oder ob man vor allem in Zusammenhang mit den entstandenen globalen Netzwerken und der Verwissenschaftlichung des Feminismus von einer dritten Welle sprechen kann, ist noch offen. Die Kontinuitäten und Streitpunkte der verschiedenen Wellen der Frauenbewegungen beziehen sich auf die Themen Arbeit, Liebe und Sexualität, Frieden und Gewaltfreiheit, nationale Unabhängigkeit und Antikolonialismus sowie internationale und globale Frauennetzwerke.

Feministische Strömungen speisen sich häufig aus einer geschlechtlich fundierten Solidarität. In der Tat lässt sich damit etwas bewegen: Alice Schwarzer initiierte 1971 im *Stern* eine Aktion gegen den § 218, in der sich 374 Frauen öffentlich zu ihrer Abtreibung bekannten. Der Erfolg dieser Aktion basierte auf einer gefühlten und artikulierten Verbundenheit von Frauen, die nicht die gleiche Erfahrung einer illegalen Abtreibung gemacht haben mussten, die aber um die Bedeutung eines solchen Schritts wussten und auch darum, dass sie selbst in eine ähnliche Situation kommen könnten. Das verlieh der entstehenden zweiten Frauenbewegung eine enorme Schlagkraft. Die Zusammengehörigkeit schor gleichzeitig die Hälfte der Bevölkerung über einen Kamm und grenzte damit diejenigen aus, die sich nicht in vergleichbaren Lebenszusammenhängen befanden. Dass eine Minderheit weißer Mittelschichtsfrauen für alle Frauen gesprochen hatte, machte Hazel Carby (Carby 1982, 233) mit ihrer kritischen Anfrage an weiße Mittelklasse-Feministinnen deutlich: „What exactly do you mean when you say WE?“[1]

Diese unhinterfragte Wir-Identität setzt sich bei den gegenwärtig zu Ikonen eines neuen Feminismus erklärten „Alphamädchen“ fort, die sich aus der Position weißer, junger und am Leistungsprinzip orientierter Mittelschichtsfrauen als Repräsentantinnen von Frauen schlechthin stilisieren:

> Alle jungen Frauen wollen heute das Gleiche, nämlich: genauso viel verdienen wie Männer, die gleichen Aufstiegschancen, einen gleich großen Anteil an der Macht in unserem Land und nicht vor die Entscheidung ‚Kind oder Karriere‘ gestellt werden. (Haaf/ Klingner/ Streidl 2008, 139)

Die Klassengebundenheit einer solchen Argumentation gibt Thea Dorn (Dorn 2007, 37) in ihrer Standortbestimmung der F-Klasse freimütig zu und führt aus, dass es ihr „nicht um Frauensolidarität um jeden Preis gehe, sondern um eine bestimmte Klasse von Frauen, die sich nicht durch privilegierte Herkunft definiere, sondern einzig und allein durch das individuell von ihr Erreichte und Gelebte.“ Ein solcher ‚neuer‘ Feminismus basiert, wie der in den 1970er Jahren zu Recht in die Kritik geratene Feminismus, auf einem versämtlichenden ‚Wir‘, schließt andere, nicht F-Klasse-Frauen aus und grenzt sich von

queeren, radikalen Feminismen ab. Er verortet Frauen nicht als Opfer, sondern als Schmiedinnen ihres eigenen Glücks. Arrangiert sich dieser Ansatz damit mit heteronormativen Geschlechterverhältnissen und dem neoliberalen Credo der Eigenverantwortung?

Aber auch bei der Betonung und positiven Hervorhebung von Vielfalt und Differenz ist der Weg nicht weit zur ökonomischen Instrumentalisierung. Diversity Management bezeichnet ein Gesamtkonzept des Umgangs mit personaler Vielfalt in einem Unternehmen (Schenk 2008, 158-163). Darin wird die Verschiedenheit von MitarbeiterInnen positiv bewertet, denn Lesben, Schwarze, Menschen mit Behinderung und Transsexuelle helfen, differenzierte Konsumentengruppen zielgenau anzusprechen. So haben sich in der „Unternehmensinitiative Charta der Vielfalt" 600 Unternehmen zur Umsetzung von Antidiskriminierungsvorschriften verpflichtet, womit sie das Ziel der Profitmaximierung über politisch korrektes Verhalten und eine Verbesserung des Firmenimages zu erreichen versuchen (Beilage *SZ*, Vielfalt, 1/2009). Damit sind sie erfolgreich: Forschenden der Universität Georgia zufolge betrage die Kaufkraft von Schwulen in den USA 450 Milliarden Euro im Jahr (Cadenbach/ Dietz 2010). Der Bezug zu soziologischen Gegenwartsdiagnosen wie zum „neuen Geist des Kapitalismus" (Boltanski/ Chiapello 2003) liegt auf der Hand: Die „Leistungsträger" sind mobil, bindungslos, international, vernetzt, gut ausgebildet. Der US-amerikanische Politologe und Ökonom Richard Florida (Florida 2002, 249-266) leitet aus Personen mit diesen Eigenschaften ein ganzes volkswirtschaftliches Entwicklungspotenzial ab: Er sieht den Schlüssel für eine neue Geografie und Ökonomie der Kreativität in den „3T" ökonomischer Entwicklung, nämlich Technik, Talent und Toleranz. Das aber bedeutet, dass der Kapitalismus sich die Kritik der fehlenden Berücksichtigung früher ausgegrenzter Gruppen dort, wo diese neue Märkte erschließen, zu eigen macht und dadurch noch produktiver und leistungsfähiger wird.

Einige Emanzipationsziele wie Bildung von Frauen, Öffnung der Berufslaufbahnen, Gleichstellung und Vielfalt unterstützen somit die kapitalistische Akkumulationslogik. Andersherum trägt das derzeitige ökonomische System zur Dekonstruktion von Geschlechterbildern und alt hergebrachten Familienformen bei (Koppert 2003, 21). Andere neoliberale Entwicklungen wiederum widersprechen Emanzipationszielen: Vertiefung der Ungleichheit, gnadenlose Auslese nach Verwertbarkeit, Umwandlung aller menschlichen Bedürfnisse in Konsumwünsche, um nur einige zu nennen. Das kapitalistische Akkumulationsprinzip unterwirft mit anderen Worten alles der eigenen Logik der Profitmaximierung. Davon können hochqualifizierte Frauen, Lesben oder Migrantinnen profitieren, sie können aber auch zu Verlierergruppen gehören. Während also die Sensibilität für Geschlechterkonflikte zunimmt und sich für bestimmte Frauen Karrierewege öffnen, werden an anderer Stelle mit demselben Leistungsprinzip beispielsweise Kranke, Alte, Kinder Erziehende ausgegrenzt (vgl. Rommelspacher 2009). Die Konsequenz dieser Situation beschreibt Claudia Koppert treffend: „Das Gewollte wird nicht erreicht, das Erreichte nur bedingt gewollt, was doch erreicht wird, fühlt sich nicht wie das Erhoffte an" (Koppert 2003, 19). Mit die-

sen widersprüchlichen Entwicklungen müssen feministische Strömungen und Bewegungen umgehen. Frauen sind keine durchgängig diskriminierte Gruppe, dies wird heute deutlicher als je zuvor. Differenzierungsmerkmale treten in Kombination auf, müssen zueinander in Beziehung gesetzt werden und ihre Wirksamkeit ist vom Kontext abhängig. Geschlechtertheoretisch bedeutsam ist dabei, dass eine Kontextualisierung von Ungleichheiten dazu führt, dass die Kategorie Geschlecht ihre Exklusivität verliert. Die Zentralkategorie Geschlecht der Gender Studies gerät in Wechselwirkung mit anderen disziplinären Basiskategorien wie etwa Rasse/ Ethnizität/ Nation in den Postcolonial Studies, Sexualität in den Queer Studies oder Klasse in der Soziologie.

2 Intersektionalität: theoretisch leitend und politisch orientiert

Diesen Sachverhalt haben sich aus dem Kontext der Geschlechterforschung stammende Intersektionalitätsanalysen zu Herzen genommen. Seit den 1990er Jahren interessieren in den Gender, Queer und Postcolonial Studies Wechselwirkungen zwischen ungleichheitsgenerierenden Dimensionen wie Geschlecht, Klasse, Rasse[2], inzwischen finden auch Sexualität, Religion und Körper in unterschiedlichster Weise Berücksichtigung: Statt die Wirkungen von zwei, drei oder mehr Unterdrückungen lediglich zu addieren, betonen die ProtagonistInnen des Konzepts, dass die Kategorien in verwobener Weise auftreten und sich wechselseitig verstärken oder auch abschwächen können. So verfügt das Konzept der Intersektionalität über ein Strömungen übergreifendes Potenzial und bietet Perspektiven für konstruktive Weiterentwicklungen und Anwendungen.

> Wir begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen. (Winker/ Degele 2009, 15)

Entsprechend schlagen wir eine intersektionale Mehrebenenanalyse vor, die ausgehend von sozialen Praxen die Bedeutung von Differenzierungskategorien auf drei Ebenen – mit Blick auf soziale Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitätskonstruktionen – in ihren Wechselwirkungen berücksichtigt. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat in den letzten Jahrzehnten einige hilfreiche und weiterführende theoretische Ansätze entwickelt, die wir verbinden. So greifen wir erstens auf die strukturorientierte Feminismusdebatte der 1970er und 80er Jahre zurück, die in der Debatte um Herrschaftsverhältnisse das Verhältnis von Kapitalismus und Patriarchat im Blick hat. Zweitens nehmen wir die identitätsbezogene ethnomethodologisch orientierte Debatte um *doing gender* oder *doing difference* der 1980er Jahre auf und drittens beziehen wir uns auf die repräsentationsorientierte Debatte um das performative Hervorbringen und Verfestigen von Normen und Werten rund um das Werk von Judith Butler seit den 1990er Jahren. Wir bringen diese drei Stränge zusammen und können, indem wir statt aus einer, aus drei feministischen Perspektiven auf

gesellschaftliche Konstruktionsprozesse schauen, mehr erkennen. Wir wollen Wechselwirkungen von Differenzierungskategorien sowohl auf einer Ebene als auch über alle drei Ebenen hinweg analysieren. Das Ziel unseres Forschungsansatzes besteht darin, die immer wieder neu mit verschiedenen Differenzkategorien und auf verschiedenen Ebenen konstruierten Hierarchisierungen und Diskriminierungen in ihren Verwobenheiten aufzudecken. Dazu behaupten wir als theoretische Klammer eine kapitalistisch strukturierte Gesellschaft mit der grundlegenden Dynamik ökonomischer Profitmaximierung. Diese hält – trotz aller empirisch zu beobachtenden Widersprüche bis hin zu massiven Krisen – eine sich selbst reproduzierende und perpetuierende Struktur aufrecht. Intersektionalitätstheoretisch hat das für alle drei Ebenen Folgen.

Reproduktion der Arbeitskraft (Struktur): Voraussetzung für die Aufrechterhaltung kapitalistisch strukturierter Gesellschaften ist neben der Sicherung der sozio-ökonomischen Produktionsverhältnisse und der Wiederherstellung der Produktionsmittel auch die möglichst kostengünstige Reproduktion der Arbeitskräfte. Erforderlich ist dazu der kurzfristige Zugriff auf geeignete, passend qualifizierte und flexible Arbeitskräfte zu möglichst geringen Löhnen, ohne dass für deren Reproduktion und Bereitstellung zu hohe Kosten entstehen. Dies gelingt durch einen flexibilisierten Zugang zum Arbeitsmarkt, durch Lohndifferenzierungen und durch kostengünstige Reproduktionsarbeit. Letzteres erfolgt vor allem über die Auslagerung unbezahlter Reproduktionsarbeit an Frauen in Familien – möglichst zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit – und damit über die Differenzierungskategorie Geschlecht (vgl. Winker 2007). Aber auch die Kategorien Klasse, Rasse und – wie wir behaupten – Körper differenzieren und regeln den Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt, die ungleiche Verteilung von Löhnen und Gehältern sowie die Erhaltung und Wiederherstellung der Arbeitskraft. Entlang dieser vier Strukturkategorien lässt sich also gesellschaftlich notwendige Arbeit sowohl in der Produktions- als auch der Reproduktionssphäre ungleich zuordnen. Auf dieser Ebene struktureller Herrschaftsverhältnisse ist es nicht zuletzt um der analytischen Aussagekraft willen sinnvoll, die Zahl der zu berücksichtigenden Ungleichheitskategorien möglichst gering zu halten. So unterscheiden wir vier Herrschaftsverhältnisse entlang der Strukturkategorien Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper, nämlich Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen.

Dabei – deshalb die Entscheidung für Heteronormativismen statt Sexismen – erfassen wir mit der Strukturkategorie Geschlecht nicht nur die Frau-Mann-Unterscheidung und damit die Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch die eng damit verbundene heterosexuelle Zuordnung und Hierarchisierung. Damit integrieren wir in die Strukturkategorie Geschlecht die in intersektionalen Zusammenhängen oft vorgeschlagene Kategorie Sexualität und trennen nicht künstlich Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung. Ferner erweitern wir auf der Strukturebene die in den Sozialwissenschaften gängige Dreierkette von Rasse, Klasse und Geschlecht um die Kategorie Körper, da wir mit dieser Strukturkategorie neben der kulturellen Leistungsfähigkeit (Bildung, Beruf usw.) die körperliche Leistungsfähigkeit (beziehungsweise Einschränkung derselben) als

wichtige Grundvoraussetzung für das individuelle Reproduktionshandeln und den Verkauf der eigenen Arbeitskraft berücksichtigen können. Während Rasse und Geschlecht mit dem Rekurs auf eine vermeintliche Naturhaftigkeit begründet und legitimiert werden, ist das bei Klasse schon längst nicht mehr der Fall. Statt Naturalisierung sind dort Verbesserung, Optimierung und der Glaube an den möglichen Aufstieg herrschende Legitimationen – und genau darin trifft sich die inzwischen entnaturalisierte Kategorie Klasse mit der des Körpers. So sind sowohl Alter wie körperliche Verfasstheit, Gesundheit und Attraktivität in den letzten Jahrzehnten in Arbeitszusammenhängen immer bedeutsamer geworden und entscheiden über die Verteilung von Ressourcen. Wie diese sozialen Strukturen durch Normen, Werte und Ideologien gebildet, verändert und herausgefordert werden, analysieren wir auf unserer zweiten Untersuchungsebene der symbolischen Repräsentationen.

Symbolische Reproduktion der sozio-ökonomischen Verhältnisse (Repräsentationen): Das kapitalistische Grundprinzip stellt insofern ein „absurdes System" dar (Boltanski/ Chiapello 2003, 42), als die ArbeitnehmerInnen die Eigentums- und Verfügungsrechte an den Produkten ihrer Arbeit an KapitalistInnen und ManagerInnen verlieren. Gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit bedarf es deshalb einer ideologischen Rechtfertigung. Solche Normen, Ideologien und Repräsentationen als hegemonial abgesicherte Begründungen wiederum beruhen auf naturalisierenden und/oder hierarchisierenden Bewertungen auf der Grundlage unterschiedlichster Differenzkategorien. Im Unterschied zur Strukturebene müssen sich die Differenzierungen nicht einer oder mehreren der vier Strukturkategorien zuordnen lassen. Denn im Vordergrund steht hier nicht, wie bei der Bestimmung struktureller Herrschaftsverhältnisse, eine notwendige Reduktion von Komplexität. Gleichwohl ist die Repräsentationsebene für die Bildung und Aufrechterhaltung sozialer Ungleichheiten kein bloßes Addendum. Symbolische Repräsentationen stützen als Ideologien und Normen der Rechtfertigung strukturelle Herrschaftsverhältnisse und werden von diesen gleichzeitig auch mit hervorgebracht. Als Sicherheitsfiktionen ermöglichen Normen und Werte Identitätskonstruktionen, und diese individuellen Subjektivierungsprozesse stabilisieren wiederum symbolische Repräsentationen durch performative Wiederholungen.

Verunsicherung der sozialen AkteurInnen (Identitäten): Die Reproduktion der Arbeitskraft ist nicht nur für die kapitalistische Akkumulation überlebenswichtig, sondern auch für jeden einzelnen Menschen. In einer kapitalistischen Gesellschaft geschieht dies primär durch den Verkauf der eigenen Arbeitskraft oder aber durch familiäre oder sozialstaatliche Transferzahlungen. Alle drei Wege der eigenen Lebensabsicherung sind mit vielfältigen Unsicherheiten verbunden. Hohe Erwerbslosenquoten und prekäre Beschäftigungsverhältnisse sowie Lohnkürzungen und die Reduktion sozialstaatlicher Ausgleichszahlungen führen für viele zu erhöhter Verunsicherung. Zu ihrer Bewältigung konstruieren Individuen ihre Identitäten in Abgrenzung von Anderen und schaffen damit gleichzeitig Zugehörigkeiten. Auf die Verwobenheit von Kategorien bei der Konstruktion von Identitäten verweist der *doing difference* Ansatz, wonach Geschlecht, Klasse und

Ethnie simultan entstehen und wirken (West/ Fenstermaker 1995). Dies muss allerdings auch Prozesse des Irrelevantmachens von Kategorien einschließen, wie es z.B. Stefan Hirschauer (2001) oder Francine Deutsch (2007) für *undoing gender* aufgezeigt haben. Aufgrund fortschreitender Individualisierungsprozesse macht es dabei freilich keinen Sinn, die Kategorien auf Geschlecht, Klasse und Ethnizität zu begrenzen. Als Konsequenz muss ein Intersektionalitätsansatz die Anzahl der für die Analyse zur Verfügung stehenden und erforderlichen Kategorien auch auf dieser Untersuchungsebene prinzipiell offen halten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Auf der Strukturebene benennen wir vier Herrschaftsverhältnisse, setzen aber keines als dominant voraus, sondern fokussieren auf ihre Verwobenheiten. Ferner gehen wir davon aus, dass die Beziehungen dieser Herrschaftsverhältnisse untereinander einem historischen Wandel unterliegen. Dabei können Bedeutungsverschiebungen von einer Kategorie zu anderen stattfinden. Als Konstante bleibt allerdings eine durch Ein- und Ausschlüsse entlang der vier genannten Strukturkategorien aufrechterhaltene ungleiche Ressourcenverteilung. Wie diese empirisch ausgestaltet ist, lässt sich nicht theoretisch ableiten, zumal sie von den sozialen Praxen der AkteurInnen abhängt. Letztere sind Ausgangspunkt unseres empirischen Vorgehens. Abgesichert werden diese Herrschaftsverhältnisse durch handlungsorientierende und strukturbildende Normen und Ideologien, die wir mit der Analyse symbolischer Repräsentationen berücksichtigen. Wirksam sind ferner Identitätskonstruktionen, die mit dem Verweis auf Andere vermeintliche Sicherheiten schaffen, ohne Normen und Strukturen nicht denkbar sind und auf diese wieder zurückwirken. Wir blicken aus drei Perspektiven auf soziale Praxen. Entsprechend arbeiten wir empirisch Identitätskonstruktionen und deren Bezüge zu sozialen Strukturen und symbolische Repräsentationen heraus.

Um diesen Theorieansatz in der empirischen Praxis anwenden zu können, sind methodische Werkzeuge erforderlich. Methodologisch zeigen wir die Zusammenhänge und Abhängigkeiten der drei Ebenen auf, indem wir fragen, welche Wechselwirkungen die jeweiligen Konstruktionen auf einer Ebene auf die beiden anderen genannten Ebenen haben. Für die methodische Umsetzung dieses Konzepts schlagen wir ein Modell mit acht Schritten vor, das – entsprechend der Theorie der Praxis von Bourdieu – bei empirisch erfassbaren sozialen Praxen (z.B. in Interviews, Gruppendiskussionen) beginnt, Strukturzusammenhänge und symbolische Repräsentationen systematisch berücksichtigt und in einer Gesamtanalyse integriert (zur ausführlichen Darstellung vgl. Winker/ Degele 2009, 79-98). Wir gehen induktiv von einer nach oben offenen Anzahl von Kategorien aus, um verschiedenartige Identitätskonstruktionen und unterschiedliche Normen, Werte sowie Ideologien und auch Verweise auf Strukturen in ihrer Vielfalt zu berücksichtigen. Genauer gesagt setzen wir an konkreten Phänomenen an und analysieren sie im Hinblick auf dabei wirksame Ungleichheitsdimensionen. Mit diesem Vorgehen verbinden wir die leitenden Prinzipien der Offenheit gegenüber Ungleichheitsdimensionen mit der systematischen Berücksichtigung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse.

Wir stellen also nicht nur fest, wie etwas gemacht werden müsste, sondern wir bieten einen theoretisch fundierten Werkzeugkasten, mit dem sich empirische intersektionale Analysen durchführen lassen. Wir wollen dabei erforschen, wie sich die AkteurInnen selbst begreifen, wo sie Hindernisse für die Realisierung ihrer Lebensinteressen sehen, wo sie Unterdrückung und Diskriminierungen erfahren und wo sie auch Widerstandspotenziale erkennen. Schließlich verbinden wir unsere intersektionalen Ergebnisse mit dem queer-|feministischen Anspruch, Handlungsansätze herauszuarbeiten, mit denen sich diejenigen Verhältnisse angreifen und verändern lassen, die Menschen unterdrücken und sie an der Entfaltung ihrer Bedürfnisse und Realisierung ihrer Lebensziele hindern.

3 Intersektionale Analysen: queer-| feministische Initiativen sichtbar gemacht

Zurückkommend auf die oben skizzierten feministischen Strömungen im Mainstream können wir mit einem solchen intersektionalen Herangehen nun einen breiteren und differenzierten Blick auf feministische Praxen werfen. Wir können zeigen, wo und wie sich AktivistInnen, Initiativen und Organisationen von Anderen abgrenzen und gegen welche Macht- und Herrschaftsformen sie sich mit welchen Aktionsformen wenden. Im Folgenden werden wir zunächst anhand dreier einzelner Aktivistinnen, die Hamburger Studierende 2008 interviewt haben, die Vielfalt emanzipatorischen Protests aufzeigen, die unsere praxeologisch orientierte intersektionale Herangehensweise verdeutlichen kann, bevor wir danach breiter auf die Unterschiedlichkeiten feministischer Strömungen blicken

Im Interview mit einer jungen Migrantin wird deutlich, dass sie ihre strukturelle Ausgrenzung und damit die ihrer Familie gewährten eingeschränkten Lebensperspektiven entlang klassistischer und rassistischer Grenzen interpretiert. Sie kritisiert, dass zugewanderten Personen auf dem Arbeitsmarkt qualifizierte Erwerbsarbeit verwehrt wird. Gleichzeitig lehnt sie die von ihr als vorherrschend beschriebene Ideologie ab, nach der nur finanzieller Wohlstand zu menschlicher Anerkennung führt. Ihr politisches Handlungsfeld ist die politische Bildungsarbeit in einer antifaschistischen Gedenkstätte, in der sie auch anhand geschichtlicher Beispiele auf den Ausschluss von Anderen verweist. Dieses Engagement ist insofern mit einem feministischen Engagement verwoben, als dass sie sich mit Kritik von außen auseinander setzen muss, die zumindest Zweifel äußert, ob sie als junge Frau, deren migrantischer Hintergrund wegen ihres Namens vermutet wird, eine deutsche Gedenkstätte sinnvoll betreuen könne.

Eine andere Aktivistin ist in einer Anti-Lookism-Initiative aktiv. Sie wehrt sich gegen die vielfältigsten Anforderungen an Menschen, die einen über dem Durchschnitt liegenden Body-Mass-Index (BMI) vorweisen. Sie ist stolz auf ihren Körper und steht zu ihrem Dick-Sein. Sie setzt sich auf der Repräsentationsebene mit Bildern vom Frau-Sein auseinander, die direkt mit normativ gesetzten Körpernormen verknüpft sind. Neben der gesellschaftlichen Anerken-

nung als Dicke kämpft sie auch für strukturelle Veränderungen. Sie und andere dicke Menschen, die ihre Initiative vertritt, möchten für sie passende Sitze im Flugzeug oder in der Bahn buchen und auch jenseits eines gesetzten BMI verbeamtet werden können. Gleichzeitig bezieht sie sich recht elitär auf ihre Klassenzugehörigkeit zum Bildungsbürgertum und möchte nur mit denjenigen zusammen kämpfen, die über ein entsprechendes intellektuelles Niveau in der Argumentation verfügen.

Eine dritte in der Kulturszene tätige Aktivistin wehrt sich im Gegensatz dazu gegen eine an meritokratischen Werten, also an Leistungsprinzipien orientierten Gesellschaft, die aus Profitgründen alle zur möglichst umfassenden Erwerbsarbeit zwingt. Sie kämpft sowohl auf der Struktur- als auch auf der Repräsentationsebene für Erwerbsarbeitszeitverkürzung und Anerkennung auch ohne Leistungszwang. Identitär agiert sie auf der Bühne politisch als queere, große, muskulöse Frau. Gleichzeitig verweist sie dabei kritisch darauf, dass auch queere Identitätskonstruktionen und symbolische Repräsentationen wie beispielsweise androgyne Schönheitsideale eine subalterne Hegemonie bilden können, die Andere wiederum ausschließen.

Bereits diese drei Beispiele von einzelnen Aktivistinnen verdeutlichen vor allem eins: Queer-|feministische Praxen sind ausgesprochen vielfältig. Sie spiegeln und kritisieren jeweils unterschiedliche Macht- und Herrschaftsformen, die durch intersektionale Analysen in den Blick kommen: Diese verweisen nicht nur auf unterschiedlich miteinander verwobene Kategorien, sondern auch auf unterschiedliche Angriffsziele auf den von uns benannten drei Materialisierungsebenen. Identitäre Zwänge sind ohne Bezug auf Strukturen und symbolische Repräsentationen nicht zu verstehen.

Dies lässt sich auch weiter konkretisieren, wenn wir jenseits unserer eigenen Empirie auf unterschiedliche queer-|feministische Strömungen blicken. So kritisieren beispielsweise Queer-Bands auf der Bühne die identitären Zwänge einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit und verweisen gleichzeitig auf normative und strukturelle Ausgrenzungsmechanismen, durch die das jeweils Andere verworfen und abgewertet wird. Dabei geht es auch um eine Wiederaneignung eines feministischen Selbstbewusstseins, das in der Öffentlichkeit als unattraktiv, unsexy, verkrampft und uncool konnotiert ist. Ähnlich wie andere Subkulturen Beleidigungen wie „schwul", „Krüppel", „Nigger" positiv umgedeutet haben, versuchen junge, in der Popkultur sozialisierte Frauen, „Feminismus" für ihre Generation als Popfeminismus (Eismann 2007, *Missy Magazine* 2009) wieder neu zu besetzen, d.h. sich Feminismus als attraktiv, sexy und cool anzueignen.

Anti-Lookism-Gruppen setzen sich mit identitären Zwängen einer körperlichen Normierung auseinander. Gleichzeitig greifen sie Schönheitsideale und Körpernormen auf der Ebene der Repräsentationen an und wenden sich gegen die Gewalt, die mit dem Zwang zur Jugendlichkeit, Gesundheit, eindeutigen Geschlechtszugehörigkeit und Attraktivität verbunden ist. Hier erweisen sich die Kategorien Körper und Geschlecht als eng miteinander verwoben. Mit der Kritik an der Verwertungslogik normgerechter Körper und am Ausschluss von

gesellschaftlicher Teilhabe nehmen Anti-Lookism Gruppen auch strukturelle gesellschaftliche Verhältnisse und Diskriminierungen in den Blick, denen Menschen ausgesetzt sind, die den sozialen Standards von Schönheit nicht entsprechen.

Primär auf der strukturellen Ebene setzen sich feministische Menschenrechtsorganisationen für Betroffene von Gewalt und Diskriminierung ein, die mit der Verschränkung der Kategorien Geschlecht und Nationalität/Ethnie verbunden sind. Sie wehren sich gegen strukturelle Zwänge und Zumutungen eines inhumanen Asylrechts, gegen Lohndiskriminierungen und gesellschaftliche Ausgrenzungen im umfassenden Sinn. Damit geht auch die Intervention auf der Repräsentationsebene durch das Infragestellen der Reproduktion stereotyper Bilder von Migrantinnen als Opfer einher. Andere Organisationen wie zum Beispiel Friedensgruppen fordern mit Bildungsarbeit Normen heraus, wodurch Werte wie Verständigung mittels gewaltfreier Kommunikation, die Frauen zugeschrieben werden, national und global an Bedeutung gewinnen.

Der Widerstand von Lohnabhängigen in typischen Frauenarbeitsbereichen, wie in letzter Zeit von VerkäuferInnen, GebäudereinigerInnen oder ErzieherInnen, ist ebenfalls vor allem auf der Ebene struktureller Verwobenheit von Klasse und Geschlecht verortet. Gleichzeitig wehren sie sich gegen die Geringschätzung und Abwertung typischer Frauentätigkeiten, die sehr stark mit dem im hegemonialen Diskurs benutzten Repräsentationsstereotyp der Jedefrau-Tätigkeit zusammenhängen. Über ihre solidarischen Arbeitskämpfe gewinnen sie gleichzeitig neues identitäres Selbstbewusstsein als Erwerbs- und Familienarbeitende.

Bei all diesen Beispielen aus Einzelinterviews oder auch intersektionaler Betrachtung einzelner Initiativen und Strömungen wird deutlich, dass die Ebenen und die Differenzkategorien eng miteinander verwoben sind – was die Bedeutung der Kategorie keineswegs schmälert. Die queer-|feministische Aufgabe besteht dabei immer wieder darin, bei den Wechselwirkungen verschiedener Differenzierungskategorien heteronormative Geschlechterkonstruktionen aufzuzeigen. Gleichzeitig können gerade queer-|feministische Bewegungen auf die Problematik hinweisen, dass auch politische Aktivitäten mit dem Wunsch nach Solidarität oft Andere entlang diverser Differenzkategorien konstruieren und ausgrenzen. Wenn es gelingt, geschlechterpolitische Forderungen mit antirassistischen, anti-klassistischen und anti-körpernormierenden Bewegungen zu verknüpfen, entgehen feministische Politiken der Gefahr, Ungleichheiten zu individualisieren oder aber nicht zu bemerken, dass die erreichte Gleichstellung nur hoch qualifizierten, gesunden, weißen und kinderlosen Frauen zugute kommt.

Ebenso klar ist, dass einzelne feministische oder queer-|feministische Gruppen und AkteurInnen nicht alle Diskriminierungs- und Herrschaftsformen gleichzeitig angreifen können (vgl. dazu auch Groß 2008). Es gilt also, wegen der Verzahnung sozialer Ungleichheiten auf verschiedenen Ebenen und entlang unterschiedlicher Kategorien auch die Widerstandsformen zu erweitern. Die gegenseitige Wahrnehmung sowie der inhaltliche Austausch können zu per-

manenten Reflexionen und Präzisierungen der eigenen Position führen. Dann ist der Feminismus alles andere als tot. Er kann vielmehr an alte Traditionen anknüpfen, in denen emanzipatorische Bewegungen mit einem Fokus auf die Kategorie Geschlecht die Aufhebung aller Unterdrückungsstrukturen und Marginalisierungsmechanismen zum Ziel haben.

Aus der von uns dargelegten Perspektive befinden sich somit intersektional orientierte Wissenschaft und feministische Politik in einem permanenten und produktiven Spannungsverhältnis. In der Politik geht es um Macht und die Durchsetzung von gesellschaftlichen Normen, wofür Mehrheiten zu finden und zu überzeugen sind. In der Wissenschaft geht es um die Bereitstellung von Theorien und Methoden sowie um nachvollziehbare Erkenntnisse zu Wahrnehmungen, Denkweisen und Handlungen. Kritische Wissenschaft muss Politik irritieren, um durch Verunsicherung die Reflexionspotenziale gesellschaftlich produktiv zu machen. Die Geschlechterforschung wird als kritische Wissenschaft nie direkt politisch wirksam sein. Sie bedarf immer der Übersetzung in politische Kontexte. Sie kann aber dafür sorgen, dass sie außerhalb des akademischen Kontexts verstanden wird, und genau darin liegt das Potenzial der gegenwärtigen Intersektionalitätsdiskussion. Die wissenschaftlich-akademische Diskussion greift Fragen aus politischen Zusammenhängen auf, beschreibt sie in ihrer wissenschaftlichen Sprache auf Basis von Theorien, die sie in Form von Reflexionen und empirischen Befunden in außerakademische Zusammenhänge zurückspielt. Wenn das gelingt, kann die Geschlechterforschung darauf stolz sein.

Anmerkungen

1 Dennoch wollen wir darauf hinweisen, dass identitätsbasierte Politik nicht per se von Übel sein muss. Seit vier Jahren etwa regiert mit Evo Morales in Bolivien zum ersten Mal seit 500 Jahren ein indigener demokratisch gewählter Präsident. Eine große Identitätsbewegung ist dort im Gange, eine demokratische Widerstandsbewegung, die aus den fünf großen indigenen Völkern des Andenhochlandes hervorgeht. Morales hat dank dieser Widerstandsbewegung die Macht, über 200 ausländische Konzerne zu übernehmen und ganz neue Bedingungen zu diktieren. Plötzlich hat dieser bitterarme bolivianische Staat das Geld, sein Volk aus dem Unglück und dem Hunger zu führen (Ziegler 2009).

2 Im deutschsprachigen Kontext erscheint in der gender- und queertheoretischen Literatur der Begriff ‚Rasse' mit Rücksicht auf die nationalsozialistische Vergangenheit zumeist in Anführungszeichen oder alternativ wird der englische Begriff *race* statt Rasse verwendet. Wir wollen mit diesem Begriff Prozesse der Rassisierung, also Prozesse der Rasse erst konstruierenden Ausgrenzung und Diskriminierung sowie ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung deutlich machen. Deshalb verzichten wir hier bewusst auf die Anführungszeichen. Für andere Kontexte mag die Entscheidung für die passende Schreibweise durchaus abweichend ausfallen.

Literatur

Allen, Ann Taylor (2002) „Feminist Movements in the United States and Germany. A Comparative Perspective, 1848-1933." *Two Cultures of Rights. The Quest for Inclusion and Participation in Modern America and Germany*. Hg. Manfred Berg/ Martin H. Geyer. Cambridge: Cambridge University Press, 231-47.

Boltanski, Luc/ Ève Chiapello (2003) *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.

Cadenbach, Christoph/ Georg Dietz (2010) „Gemachte Männer. Schwule sind die Leistungsträger unserer Zeit, doch je mehr wir sie bewundern, desto mehr machen wir sie zur Minderheit." *SZ-Magazin* 1/2010: 24-27.

Carby, Hazel V. (1982) „White women listen! Black feminism and the boundaries of sisterhood." *The Empire Strikes Back: Race and Racism in 70s Britain*. Hg. The Centre for Contemporary Culture Studies London: Hutchinson, 212-235.

Deutsch, Francine M. (2007): „Undoing Gender." *Gender & Society* 21/2007: 106-127.

Dorn, Thea (2007) Hg. *Die neue F-Klasse*. 4. Aufl. München: Piper.

Eismann, Sonja (2007) Hg. *Hot Topic. Popfeminismus heute*. Mainz: Ventil Verlag.

Florida, Richard (2002) *The Rise Of The Creative Class ... and How It's Transforming Work, Leisure, Community, & Everyday Life*. New York: Basic Books.

Groß, Melanie (2008) *Geschlecht und Widerstand. Post.. | queer.. |linksradikal…* Königstein/T.: Ulrike Helmer.

Haaf, Meredith/ Susanne Klingner/ Barbara Streidl (2008) *Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht*. Hamburg: Hoffmann & Campe.

Hennessy, Rosemary (2003) „Feminismus." *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus*. Hg. Frigga Haug. Hamburg: Argument, 155-170.

Hirschauer, Stefan (2001) „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung." *Geschlechtersoziologie. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Hg. Bettina Heintz. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 208-235.

Koppert, Claudia (2003) „Post Feminismus: Komplexe Verhältnisse, widerspruchsvolle Lagen, tragische Heldinnen." *Hand aufs dekonstruierte Herz*. Hg. Claudia Koppert/ Beate Selders Königstein/T.: Ulrike Helmer, 10-26.

Kreckel, Reinhard (1992) *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt/M./ New York: Campus.

Lenz, Ilse (2008) „Die unendliche Geschichte? Zur Entwicklung und den Transformationen der Neuen Frauenbewegungen in Deutschland." *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*. Hg. Ilse Lenz. Wiesbaden: VS, 21-44.

Missy Magazine. Popkultur für Frauen (2009).

Paletschek, Sylvia/ Bianka Pietrow-Ennker (2004) „Women's Emancipation Movements in Europe in the Long Nineteenth Century." *Women's Emancipation Movements in the 19th Century: A European Perspective*. Hg. Dies. Stanford: Stanford UP, 301-333.

Rommelspacher, Birgit (2009) „Intersektionalität. Über die Wechselwirkung von Machtverhältnissen." *Feminismus; Kritik und Intervention*. Hg. Ingrid Kurz-Scherf/ Julia Lepperhoff/ Alexandra Scheele. Münster: Westfälisches Dampfboot, 81-96.

Schenk, Christian (2008) „Frauenförderung, Gender Mainstreaming und Diversity Management. Gleichstellungspolitische Praxen im Lichte der Geschlechterforschung." *Gender / Queer Studies*. Hg. Nina Degele. München: Wilhelm Fink, 149-165.

West, Candace/ Sarah Fenstermaker (1995) „Doing Difference.“ *Gender & Society* 9/1995: 8-37.

Winker, Gabriele (2007): „Traditionelle Geschlechterarrangements unter neoliberalem Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft“. *Queer- | Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse.* Hg. Melanie Groß/ Gabriele Winker. Münster: Unrast, 15-49.

Winker, Gabriele/ Nina Degele (2009) *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten.* Bielefeld: Transcript.

Ziegler, Jean (2009) *Der Hass auf den Westen. Wie sich die armen Völker gegen den wirtschaftlichen Weltkrieg wehren.* München: Bertelsmann.